6. Dezember 1934 | Beilage zum Posener Tageblatt | Nummer 278

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(5. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

Und da — abermals das Telephon! Schriller die Klingel als zuvor . . . Das Schicksal selbst stand am Apparat — Martin wußte das. Alle Hoffnung war fort. Und so wankte er hinunter, um das zu vernehmen, was er schon wußte. Wenn nur nicht Christine — —!

Aber da kam sie bereits aus der Küche heraus. „Was ist denn schon wieder?" fragte sie und schrie auf, als sie das Gesicht des Bruders sah. „Martin! Martin! Jesus Maria!"

Er hielt sie mit steifem Arm vom Telephon ab. „Hier Doktor Wagenmeister —!"

Christel, die doch nichts ahnte, nur durch das Gehabe des Bruders maßlos geängstigt war, preßte die Hände auf der Brust zusammen. Ein großer Teigkloß fiel auf den Teppich. Sie, die derlei sonst immer sah, merkte nichts.

Martin hielt den Hörer am Ohr. Er rührte sich nicht. Ab und zu stieß er einen kleinen Laut aus, wie ein Aechzen . . . Sie beugte sich vor. Horchte. Vernahm eine Männerstimme im Telephon.

„Ja, ja, Herr Vorsteher!" sagte Martin. „Ich — ich nehme mir ein Auto . . . Wie? Oh — ich danke Ihnen — allen Herren . . ." Dann wendete er sich langsam der Schwester zu.

Die schrie auf. „Der Vater —? Ist was geschehen? Warum hast du mich nicht hören lassen?" Sie griff leidenschaftlich nach dem Apparat.

Wieder schob er sie zurück. „Christel — das — —" Er würgte an der Antwort, die ihm in der Kehle klebte; fuhr sich mit der Zunge über die plötzlich eingetrockneten Lippen. „Das war der Bahnhofsvorsteher in Ebersbach. Der hat mir telephoniert — —"

„Ja, ja, Martin. So red doch! Ist er tot?"

„Er ist aus dem Zug gestürzt . . . Es muß ihm plötzlich schlecht geworden sein. Die Frau Kampf, die mit ihm im Abteil war, hat's gesagt. Und dann ist er auf die Toilette . . ."

Die erste Lüge, die Dr. Wagenmeister in dem Kampf, der ihm von dieser Stunde an bevorstand, auszusprechen hatte. Dem Vater war nicht schlecht gewesen. Er mochte nie klarer in seinem Denken gewesen sein als in dieser Minute — auf diesem letzten Gang, diesen letzten paar Schritten den Korridor hinunter . . . Martin stammelte heraus, wie man den Vater im Tunnel fand. „Er muß sich in der Tür geirrt haben ..." Aber diese Lüge zehrte seine Kraft auf. Er sank auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. Und die Wahrheit? Christine je die Wahrheit eingestehen —? Nie! Nie!

Entschlußkraft des Schreckens trieb sie. „Wir müssen sofort hinüber! Soll ich den Reinisch anklingeln?"

Er fühlte ihre Hand auf seiner Schulter und zog sich in die Höhe. „Mach' ich schon . . . Zieh dich nur an!"

Die Geschwister waren fertig, als das kleine Auto vors Haus gerasselt kam. Der junge Reinisch saß hemdsärmelig am Steuer und erschrak über ihre Gesichter. „Is was g'scheh'n?" fragte er. Nicht aus bloßer Neugier. Er war mit dem Mädel zusammen in die Volksschule gegangen; sie duzten sich.

„Unser Vater hat ein Unglück gehabt —" brachte Christine kaum hörbar heraus.

„Jessas! Der Herr Kassendirektor? Schwer? Ich mein', Christel — —"

Sie konnte nicht mehr antworten; sie nickte nur. Der Bruder saß neben ihr und starrte geradeaus.

Der Reinisch wußte Bescheid. Er murmelte Entsetzensworte vor sich hin und trat aufs Gas. Knatternd schwenkte das alte kleine Auto um die Ecke beim Bahnhof . . .

Heiligenburg erfuhr schnell genug von dem Unglück. Wieder standen die Leute in den Hausfluren und Geschäften zusammen. Ueber die Straße rief man's sich zu; auf dem Platz bildeten sich Gruppen. Wichtigtuende Augenzeugen meldeten sich, die das Geschwisterpaar in Reinischs Auto hatten wegfahren sehen. „Ich hab's gleich gemerkt . . ."

Der Bürodiener Andreas Kattmayr stürzte in die Kanzlei, in der gerade größte Geschäftigkeit herrschte. „Ein Unglück is g'schehn! Rin Unglück! Der Herr Direktor —! Der Herr Direktor —!"

Er wußte es von dem Hausmeister Nowak. Der hatte es vom Polizisten Steigl, der auf dem Platze den Bericht eines jener gewichtigen Zeugen vernahm, die's „gleich gemerkt" hatten. Kunden und Angestellte liefen in einem Knäuel um den Mittelpunkt, Andreas Kattmayr, zusammen.

Der schnaufte seinen Bericht heraus, mit der Pfeife weite, die Worte unterstreichende Gesten vollführend. „Da is er gestern g'stand'n an sein Schreibtisch. Und ich hab's gleich gesagt . . . Gelten S', Herr Nowak: Hab' i's net g'sagt? Wie er so dag'stand'n is —! hab' i g'sagt . . ."

Der Nowak, der hinter ihm dreingekommen war, nickte bedeutsame Bestätigung. „Das is wahr! Der Herr Kattmayr hat g'sagt, „wie er so dag'stand'n is, der Herr Direktor —! . . ."

Und Kattmayr fing von vorn an.

Ein kleiner, dicker Mann mit kahlem Schädel hatte sich von dem Kreis der Hörerschaft etwas abseits ge-

halten. Jetzt ging er zu dem Garderobenständer und nahm seinen Hut vom Haken, strich mit dem Aermel über den verblichenen Filz. „Da muß ich gleich hinschaun!" sagte er. Das war der Prokurist Paul Strobl.

8. Kapitel

Als das Spitalauto vor der Villa hielt, schien die Beethovengasse ganz ausgestorben. Aber hinter ihren Fenstern wachte in Hochspannung die Neugier. Von der Stadt war Verstärkung gekommen: Wer über Freunde und Bekannte in der Beethovengasse verfügte, war bei ihnen erschienen.

Man sah nicht viel. Während Wärter und Chauffeur absprangen, öffnete sich rückwärts die Tür des Wagens. Dr. Martin Wagenmeister stieg aus und half der Schwester, die selbst mit Hand anlegen wollte, als die beiden Krankenwärter die Bahre heraushoben. Dann sank die Haustür hinter dem kleinen Zuge zu.

Menschen zeigten sich auf der Straße. Aus den Häusern der Nebengasse kamen sie heraus; einzeln und in kleinen Trupps schlenderten sie in krampfhafter Absichtslosigkeit und mit zögerndem Schritt an dem Hause vorbei. Schauten hin, schuldbewußt — getrieben von diesem in uns allen unwiderstehlich wirkenden Drang nach der Sensation des Grauens. Heiligenburg war außer sich. Zwei solche Ereignisse hintereinander! Die Eifersuchtstragödie des Barons . . . „Der kommt bestimmt vors Schwurgericht!" Und am nächsten Tage gleich das Unglück des alten Wagenmeister!

Man muß sagen: Ueber die Geschichte des Schloßherrn regte sich Heiligenburg in dem solchen gesellschaftlichen Geschehnis entsprechenden Grade auf. Doch nicht mehr. Der jähe Tod des Herrn Direktors dagegen ergriff Heiligenburg. Erschütterte es. Der war einer von seinen eigenen Besten gewesen. Vizebürgermeister. Sicher einmal Erster Bürgermeister. Der Herr Direktor.

Als die Nachricht vom Bahnhof her in die Stadt lief, ordnete der Bürgermeister alsbald an, daß auf dem Rathaus die Fahne halbmast gehißt würde: Heiligenburg legte Trauer an . . .

Und im Totenhaus selbst gab's jetzt für Christine und die alte Marie allerhand zu tun. Das Bett des Vaters mußte frisch überzogen, Kerzen und Blumen mußten ins Zimmer gestellt werden. Sämtliche Spiegel waren zu verhängen, damit des toten Hausherrn Geist, der sich noch nicht von seinem Heim trennen konnte, nicht plötzlich sein Bild im Spiegel erblickte; denn dann erschreckte er sich und fand keine Ruhe im Grab.

Martin ließ Christine schaffen. Das lenkte sie ab, erfüllte sie mit einem Zweck für die nächsten Stunden. Er zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er, den Schnurrbart zwischen den Lippen, die Hände auf dem Rücken, auf und ab marschierte.

Seine Sache war nie das Sinnen und Grübeln gewesen. Nicht einmal in seinen Berufsarbeiten. So gradlinig er selbst war, so gradlinig ging er alle Dinge des Lebens an, geistige wie materielle. Die Dynamik seines Wesens schlug auch in wissenschaftlichen Studien ein Siebenmeilenstiefeltempo an. Wo andere jahrelang mühselig herumexperimentierten, griff er zu. War's verkehrt, so schadete es weiter nichts, und er packte dann eben die Sache von einer anderen Seite her an. Das war keine Oberflächlichkeit. Niemand ging den Problemen, die er zu lösen hatte, tiefer auf den Grund, als Dr. Martin Wagenmeister. Alles war bei ihm Sache des Arbeitstempos. Er hatte immer das Endziel vor Augen und stürmte über alle Hindernisse hinweg drauflos. Er war der erste in der Aerztewelt, der ein verletztes Herz zusammennähte.

Jetzt sah er sich einer Aufgabe gegenüber, für deren Lösung am allerwichtigsten erst recht das Tempo war.

Klopfen an der Tür . . . Martin fuhr auf, warf den Brief in die Lade, sperrte ab. Dann erst rief er: „Herein!"

Die alte Marie: „Martin, der Herr Strobl ist unten!"

Strobl — das war ja der Prokurist? Martins Blick hing an der Schreibtischlade, in der des Vaters Abschiedsbrief steckte. In ihm sprach der alte Wagenmeister von seinem Angestellten. Unfreundlich, feindselig beinahe. Er hatte ihn gefürchtet. „Strobl ist schlau. Er ist neidisch auf mich . . ." So oder so ähnlich stand es in dem Brief. „Ich komme sofort!" sagte Martin.

Der kleine, dicke Mann, der im Salon wartete, streckte ihm eine überraschend feste und harte Hand entgegen. Und mit einer Sicherheit, die sich als Pflicht gab und daher von vornherein entwaffnete, hob Paul Strobl an: „Herr Doktor, als ich von dem furchtbaren Unglück, das Sie und die Ihrigen betroffen hat, in der Kanzlei erfuhr, habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, herzueilen und Ihnen sowie dem Fräulein Schwester mein innigstes Beileid auszusprechen. Ich bitte, mir zu glauben, Herr Doktor, daß ich damit nicht eine leere Förmlichkeit zu erfüllen bestrebt bin. Ich selbst kann es kaum fassen . . ."

Martin, der ein scharfes Ohr für derlei Dinge hatte, glaubte Erregung und Empfindung in der Stimme des Sprechers zu hören. Er drückte ergriffen die Hand, die er noch in der seinigen hielt. „Ich danke Ihnen, Herr Strobl!" sagte er in seiner einfachen, ehrlichen Art.

„Oh, Herr Doktor, das ist doch selbstverständlich!" wehrte der Prokurist. „Ich habe mehr als zehn Jahre Seite an Seite mit Ihrem teuren Vater gearbeitet. Schulter an Schulter — kann man so sagen. Man lernt in so einem Zeitraum einen Menschen kennen. Man lernt ihn schätzen und achten. Man lernt ihn lieben — kann man so sagen. Als Vorgesetzten und als Menschen. Und das letzte, das menschliche Verhältnis — das ist doch ausschlaggebend, nicht wahr?"

Martin war voller Mißtrauen und Voreingenommenheit Strobl entgegengetreten. Aber wie er jetzt vor ihm stand, ihn reden hörte? Vielleicht trug zu dieser Gefühlsänderung der Umstand bei, daß er um so viel größer als Strobl war und auf ihn herabblickte. Gab die Tatsache der körperlichen Ueberlegenheit die Bewußtheit der geistigen?

Was der Mann sprach, klang echt. Er redete nicht, wie Untergebene bei derlei Anlässen mit Vorliebe, von dem Glück, daß es ihm vergönnt gewesen sei, unter dem Verblichenen arbeiten zu dürfen. Keine Schmeichelei. Alles ruhig, beinahe sachgemäß vorgetragen. Dem Stil eines Mannes entsprechend, der seinen Lebensberuf erfüllt in einer Kanzlei vor einem Schreibtisch, tagaus, tagein auf demselben Sessel.

„Ich werde Ihre Worte meiner Schwester mitteilen, Herr Strobl," sprach Martin. „Sie wird Ihnen ebenso dankbar sein wie ich. Oder soll ich sie holen, damit Sie ihr persönlich —?"

Der kleine Mann erschrak. „Um Gottes willen, Herr Doktor! Ich möchte nicht . . . Ich kann — — so, wie ich das arme Fräulein Christine — —" Seine Beredsamkeit, eben noch mühelos daherströmend, versackte plötzlich in schüchternen Gurgeltönen.

Martin war verwundert, und das anfängliche Mißtrauen in ihm stellte sich wieder ein. „Wie Sie meinen, Herr Strobl," sagte er kühl.

(Fortsetzung folgt)

Der Atem Gottes

Eine Adventserzählung von D. Friedrich

Der Mann, der diese Geschichte erzählte, ist jetzt ein hochangesehenes Mitglied der Gesellschaft in jener kleinen, meistens von deutschen Menschen bewohnten Stadt in Südamerika. Er hat ein großes Geschäft und wird den jungen Leuten als ein Vorbild hingestellt, sowohl was seine geschäftlichen Methoden als auch seinen persönlichen Lebenswandel betrifft.

Er erzählte mir die Geschichte, die das bunte Bild seines Lebens enthüllt, als wir einmal kurz vor Weihnachten auf der Ueberfahrt waren. In den Kabinen war es wohlig und warm, draußen aber stürmte es, so daß man nur selten an Deck sein konnte.

„Das ist so die rechte Adventszeit," sagte ich, „der Sturm vor dem Frieden."

Er sah mich an und nickte dann langsam.

„Das haben Sie hübsch gesagt. Sturm vor dem Frieden. Ja, das ist wohl die beste Bezeichnung dieser Zeit. Ich habe es auch erlebt, und es war, als wenn damals der Atem Gottes über mich strich und mich zurückriß vom gefährlichen Beginnen."

Seine etwas salbungsvollen Worte kamen mir sonderbar vor. Sie paßten nicht ganz zu seinem Aussehen, denn er war ein Riese von Gestalt, ein Kerl, der Bäume ausreißen konnte.

„Sind Sie Geistlicher?" fragte ich.

„Nein," antwortete er, „man muß nicht Geistlicher sein, um den Atem Gottes zu spüren. Man muß dazu gelitten und gehungert haben, muß einmal alle Wünsche zu Grabe getragen und ein Mensch ohne Neigung gewesen sein. Man muß am Rande der Welt gestanden haben."

Ich wurde nicht ganz klar aus ihm und bat ihn, mir die Geschichte, auf die er scheinbar anspielte, zu erzählen.

„Nun gut," meinte er, „in dieser Nacht kann es sein."

Er warf noch einen Blick durch das Kabinenfenster, dann begann er. „Es ist sehr lange her, da war ich aus der Lust am Abenteuer aus Deutschland ausgewandert und mit einem riesenhaften Transporter als Kohlenjunge und Helfer — Moses nennen die Seeleute ein solches Mädchen für alles — nach Uebersee gekommen, in der Hoffnung, daß hier die gebratenen Tauben dem Wagemutigen nur so in den Mund fliegen. Nun, diese Hoffnung täuschte gründlich. Es war nicht nur nichts mit den gebratenen Tauben, sondern selbst das trockene Brot wollte verdient sein.

Ich fand eine Stellung als Putzer bei einem Brasilianer. Aber damals schon hatte ich Feinde. Der Diener meines Brotherrn verleumdete mich, und ich flog völlig mittellos auf die Straße.

Wissen Sie, junger Mann, es ist etwas anderes, ob man in der Heimat Hungert leidet oder in der Fremde. Dort bleibt einem die Hoffnung, man ist zu Hause, in der fremden Welt aber kommt zum Hunger das Heimweh. Ich habe manche Nacht frierend in Parks zugebracht, aber ich habe Hunger und Kälte nicht gemerkt vor dem qualvollen Gefühl der Sehnsucht nach deutscher Erde. Noch einmal hatte ich Glück. Ich fand eine neue Stellung. Aber die Halbbrasilianer, deren Großväter noch in Ketten gingen, haßten mich. Ich trug trotz allem den Kopf aufrecht. Sie sabotierten meine Arbeit, und einer der Meister verklagte mich beim Chef. Der hatte bei seinem Betrieb nicht viel Zeit, nach Recht oder Unrecht zu fragen. Die Aussage seines Meisters mußte ihm genügen. Ich flog wieder auf die Straße. Damals schon revoltierte mein ganzes Ich gegen die Menschheit. In diesem Augenblick hätte ich morden können.

In der Stadt hielt es mich nicht mehr, ich ging auf Wanderschaft. Heimlich versteckte ich mich in Zügen und kam herunter nach Catharina. Die Fahrt hatte meine Kleidung ganz verändert. Lumpen hingen an meinem Körper.

Ich bettelte mich durch das Land. Und dann entschloß ich mich, mir das zu nehmen, was mir ein nach meiner Meinung ungerechtes Geschick vorenthalten hatte. Ein Landstreicher hatte mir eine alte Pistole geschenkt, und die trug ich wie einen Schatz bei mir.

Ich weiß nicht, ob Sie das Gefühl kennen, das einen Menschen beherrscht, der glaubt, mit der Welt abgeschlossen zu haben? Ihm ist alles gleich, und der Grundton seines Charakters schweigt, wird übertönt von den Einflüsterungen, die ihm der Augenblick eingibt.

Ich wollte mir mit Gewalt Geld verschaffen.

Eines Tages kam ich in eine kleine Ansiedlung. Um keinen Verdacht auf mich zu lenken, hielt ich mich während des ganzen Tages in dem Grenzwalde verborgen. Es war kalt, denn noch wenige Wochen fehlten bis Weihnachten. Noch heute weiß ich, warum ich damals hätte einen Mord begehen können: mir fehlte die Behaglichkeit des deutschen Familienlebens, mir fehlte die linde Hand der Mutter oder der Schwester, mir fehlte das mitfühlende Herz einer Frau, kurz, mir fehlte Liebe.

Ich biß im Walde die Zähne zusammen und wollte nicht sentimental sein, denn Tränen paßten nicht für einen Räuber. Am Abend schlich ich in das Dorf. In einem Hause war noch Licht. Das Haus sah gut aus, und die Leute, die da drinnen wohnten, hatten sicher zu leben. Dieses Haus sollte mein Opfer werden. Vorsichtig ging ich herum, alles war still. Die Gartenpforte war nur angelehnt. Ich schlich mich in den Garten. Dann gelangte ich ins Haus, und sonderbar, die Tür zum Haus war auch nur angelehnt. Mein Herz begann wild zu schlagen. Ich stand im Korridor, und dann öffnete ich mit einem Ruck die Tür.

Wie gebannt blieb ich stehen, überwältigt von dem Bilde, das sich mir bot. Da stand ein Mädchen im Zimmer, mir ist, als sähe ich es heute — blond und groß, sah mich einen Augenblick an und sagte dann:

„Gott sei Dank, daß Sie hierhergekommen sind, ich hatte schon solche Angst."

Sie sah den Revolver in meiner Hand.

„Sie sind oben," flüsterte sie.

Ich stand immer noch wie gebannt, sah nur in dieses Gesicht, das wunderschön war.

„Wer ist oben?" wagte ich zu fragen.

„Einbrecher, ich habe nach der Polizei telephoniert, aber die Verbindung ist gestört. Ich bin doch ganz allein im Hause. Das Fräulein von der Posthilfsstelle hat mir versprochen, irgend jemand zu schicken, ich sehe, sie hat Wort gehalten."

Mir war schwindlig. Als Verbrecher war ich in dieses Haus gekommen, und nun plötzlich wehte mich der Atem Gottes an — ich wurde zum Beschützer und Hüter des Gesetzes. So plötzlich ging diese Wandlung mit mir vor, daß ich gleich ganz in die neue Rolle trat und mit festem Schritt nach oben ging.

Sie zeigte mir das Zimmer, in dem die Einbrecher waren.

Ich stieß die Tür auf und brüllte so laut ich konnte: „Hände hoch!"

In der nächsten Sekunde sank ich um. Einer von den Verbrechern hatte geschossen, und zwei Kugeln steckten in meiner Schulter.

Später erfuhr ich, daß diese beiden Burschen flohen. Sie liefen der alarmierten Polizei direkt in die Arme.

Ich aber blieb in jenem Hause. Als schutzbefohlener Gast. Im Frieden eines glücklichen Lebens."

Der Erzähler schwieg eine Weile.

„Und wie ging es weiter?" fragte ich.

„Es ist ein Roman," sagte er lächelnd, ein Roman, wie man ihn lesen kann.

Das junge Mädchen pflegte mich aufopfernd, und als ihr Vater von einer Reise zurückkam, da war ich schon über dem Berg. Täglich kam der Arzt. Der Vater des Mädchens dankte mir, daß ich so mannhaft für ihn und sein Mädel eingetreten bin.

„Danken Sie mir nicht," sagte ich, „ich war schlecht."

Er wollte Näheres wissen, und da erzählte ich ihm die ganze Geschichte. Wie ich nicht mehr ein noch aus gewußt habe und wie ich mich entschlossen habe, sein Haus zu berauben. Wie mich der Anblick seiner Tochter zu Tränen rührte, und wie ich dann plötzlich zum Beschützer wurde.

„Nun können Sie mich aus dem Hause weisen."

Er aber lächelte.

„Sie müssen schlafen, mein Lieber. Sie sind noch nicht ganz auf der Höhe."

Ich habe geschlafen und bin aus diesem schönen Traum noch nicht erwacht. Ich habe das Mädel geheiratet und den alten Herrn beerbt. Und keiner weiß die Geschichte als meine Frau und mein Schwiegervater und ich. Nur Sie sind der vierte."

„Warum ich?" fragte ich.

„Weil es Adventszeit ist," sagte er, „und in dieser Zeit geht der Atem Gottes um.

Es ist spät geworden, junger Freund. Gute Nacht."

Er erhob sich, reichte mir die Hand und ging.

Ich blieb zurück und sah durch das Fenster auf das dunkle ewige Meer. Auch mich hatte in diesem Augenblick der Atem Gottes erfaßt und über mich hinausgehoben zum ewigen Guten.

Büchertisch

Neue Kissen und Wärmer aus Wolle. Beyer-Band 804. Den Inhalt dieses reichhaltigen Bandes bilden neue Kissen in allen Formen, Kaffee- und Teewärmer, Tischdecken, Reisedecken und Matten, Handtaschen und Kleiderbügel mit wirkungsvollen Mustern in Strick- und Häkelarbeit. Auch viele andere Kleinigkeiten wie neue Eierhütchen, Eier- und Löffelkörbchen — zu Geschenkzwecken sehr gut geeignet —, sind darin zu finden. Sämtliche Muster zu den Modellen befinden sich auf dem dem Bande beiliegenden Bogen.

Als der Nikolaus nicht kam . .

Von Alfred Hein

Wir drei Geschwister, mein Bruder Georg, ich und meine Schwester Herta, warteten an jenem unvergeßlichen sechsten Dezember, der mir heute vor der Seele steht, auf den Nikolaus. Ich war der älteste, etwa zehn Jahre damals und wußte natürlich, daß es arme Schlucker aus dem Hinterhaus waren, die auf Wunsch der Eltern, mit hoher Bischofsmütze und langbärtiger Larve angetan, an der Tür erschienen. Ein Bettlaken als Talar. Der Gabensack war ein ganz gewöhnlicher Kartoffelsack und doch, obwohl ich dies alles wußte — auch ich werde wieder in die Knie sinken und mein Gebet sprechen, wenn der Nikolaus ins Zimmer tritt, vielleicht gar wie im vorigen Jahr vom Teufel gefolgt. Denn bei uns in Oberschlesien brachte der Niklas als seinen Knecht den Teufel mit, ganz mit Kohlenstaub Antlitz und Trikot berußt, mit einem langen Schwanz, den er als Prügelpeitsche gebrauchte. Und natürlich hinkte der Teufel.

Freche Gassenjungen schrien zwar auf der Straße dem Niklas und seinem Knecht Spottlieder nach. Aber wenn sie dann einer der vielen Nikoläuse oder der schwarzen Teufel erwischte, die an diesem Tag in allen Häusern umherwimmelten, dann beteten sie kreuzbrav das heilige Vaterunser; denn solange setzte es Prügel, bis sie es taten.

„Jetzt kommt bald der Nickel . . .!“ sagte mein damals achtjähriger Bruder Georg. Heute liegt er im Massengrab in den Argonnen. Georg grinste. Ich sehe es noch ganz deutlich, als wäre jene Stunde gefilmt worden und erschiene wieder auf der Leinwand vor mir. Auch mein Bruder — es ist, als lebte er noch —, ja, auch Georg glaubte natürlich nicht mehr an den Niklas, daß er der wirkliche wäre, der vom Himmel kommt. Aber er hatte noch nicht heraus, woher diese Nickelmänner auftauchen — vielleicht wie der Wassermann — aus dem Oderteich . . .?

Mein Schwesterchen Herta begann schon im voraus pflichtschuldigst zu weinen. Sie wußte, man mußte Angst haben, dann tat einem der Nickel noch am wenigsten. Als sie gar von der Straße das lästernde Geschrei der Gassenjungen vernahm heulte sie voller Beben, daß wir Brüder sie trösten mußten.

Der Niklas warf regelmäßig zuerst durch einen Türspalt Kohlenstücke und Nüsse. Mehr Kohlenstücke deuteten auf Schläge. Nüsse kündeten Güte. Jedes Jahr waren bei uns Nüsse und Kohlenstücke gleich bemessen. Das schien mir der Wunsch meines Vaters zu sein, der auch in ähnlicher Weise mit Lob und Tadel haushielt.

Wenn es nun irgendwo knackte und krachte, was ja im Winter, wenn in der überheizten Stube die Möbel sich dehnen, oft geschieht, schraken wir zusammen. Ja, auch ich noch — denn schließlich Prügel bekam ich sicherlich am meisten . . .

Es war erst nachmittags gegen 5 Uhr, und es dunkelte schon. Georg sah vom Fenster aus „unsern Niklas“ etwa sechs Häuser weiter über die Straße gehen, also war noch ungefähr eine Stunde Zeit, bis er zu uns kam. Diese Kindheitsstunden der Erwartung — wer gibt sie uns wieder? Da sich alles an Sinnen, Bangen und Träumen um solch winziges buntes Ereignis sammelt, wie das Erscheinen des Nikolaus. Immer wieder dieser Blick nach der Tür: Tritt er jetzt ein? Und dann hört man seine dunkle Stimme:

„Wart ihr auch artig?“ Der Bart sprach, es war kein Mund zu sehen. Der weiße Bart. Großmächtig wie ein Wald in dem man sich am liebsten verkrochen hätte. Und die goldglitzernde Bischofsmütze — hoch, hoch, hoch! — Sie stieß fast an die Zimmerdecke. Und der Bischofsstab mit der vielmals eingekringelten Krückenschnecke. Wie feierlich! Ja — da war auch wieder die Rute in der Hand . . . Sie hebt sich dräuend . . . Sie saust herab — ein-, zwei-, dreimal — schon läßt er's bleiben! Wie gut er ist — man dachte sich das viel schlimmer! Schon war es vorbei!

Und nun griff er in den Sack. Warf seine Leckergaben ins Zimmer. Und Herta wird er natürlich besonders die Schürze füllen. Das ging einem auch so, wie man ganz klein war . . . O guter, guter Nikolaus! Warum bleibst du eines Tages in unserem Leben aus und kommst nicht mehr . . .?

Aber an jenem sechsten Dezember blieb der Nikolaus unserer Tür fern, obwohl wir noch jung genug waren, um seinen Besuch zu erwarten. Ich sah ihn in unser Haus kommen. Unsere Herzen schlugen. Wie immer hatten uns die Eltern allein gelassen und arbeiteten beide im Geschäft; denn vor Weihnachten war viel zu tun.

Jetzt pochte es bei Wagemanns drüben, die auf demselben Hausflur mit uns wohnten. Die Wagemannskinder kreischten, schrien . . . dann wurde es leise — aha, jetzt beteten sie — und dann jubelten sie und sangen ein Adventslied.

Jetzt nur noch zwei Minuten . . . Eine . . . Eine halbe . . . Doch keine Glocke schrillte! Keine Tür krachte auf! Kein schwerer Bischofsschritt, kein Hüpfschritt des Teufels . . . ja doch . . . aber die Schritte entfernten sich . . . immer weiter . . . und sie verhallten . . .

Zuerst lachte Georg: „Gott sei Dank! Wenigstens keine Keile gekriegt!“

Dann fragte Herta: „Der Niklas kommt nicht zu uns? Waren wir so ungezogen?“ Und sie weinte bitterlich. Die Tränen purzelten: „Er hätt' mich ja bloß schlagen dürfen! Und bloß ein winziges Nüßchen schenken dürfen! Aber er soll kommen!“

Bald darauf fanden sich die Eltern ein. Sie sahen traurig und gedrückt aus.

„Warum kam der Niklas nicht?“ fragte ich, während Herta noch immer weinte und auch Georg, der zuerst so forsch tat, mit den Tränen kämpfte.

„Ach — so . . .“ Der Vater wurde verlegen und sah die Mutter an. „Das — das“ Er wußte keine Antwort. „Dem Hans kannst du's ja sagen, er ist schon ein großer Junge,“ meinte die Mutter. „Ich bleib inzwischen bei den Kleinen.“

Es war ein Augenblick von großer traurig-schöner Feierlichkeit, als der Vater mir erklärte, daß das Geschäft sehr schlecht ginge und daß er jeden Pfennig sparen müßte, um wenigstens ein bescheidenes Weihnachtsfest zu ermöglichen. Nie war mir mein Vater so nah wie in jener Stunde, da er mir sagte daß wir sehr arm wären. Und nie war mir weihnachtlicher zumute als damals, als „wir fast so arm waren“ wie Maria und Josef und das Kind in der Krippe.

Doch plötzlich stürzt meine Mutter herein: „Seht bloß einmal zum Fenster hinaus! Mit einem Male, ehe ich mich versah, ist Herta losgelaufen — auf die Straße!“

„Da rennt sie!“ schrie Georg. „Dort — dem Niklas nach!“

„Sie hält ihn fest,“ jubelte ich.

„Sie stampft mit dem Fuß auf und zerrt ihn mit,“ lachte der Vater, „und bringt ihn her —!“ Schon stampfte er die Treppe herauf. Die Mutter lief ihm entgegen. Sie steckte ihm Zuckerstücke und eine Apfelsine zu, die sie noch in der Speisekammer hatte. Und diese Süßigkeiten bekamen wir. Doch Niklas war gnädig. Er schüttelte auch die Pfefferkuchenbrocken aus, die in seinem Sack übriggeblieben waren — vom Tisch der Reichen . . . dachte ich.

Abends im Bett konnten wir lange nicht einschlafen. Wir lutschten andachtsvoll unsere Zuckerstücke. Herta sagte: „Gar nicht geschlagen hat er diesmal — ich glaube, der hat sogar ein bissel geweint — so gerührt sprach er.“ — „Und der Teufel stand ganz bekniffen da!“ sagte Georg. Ich aber dachte an Vaters Worte vom Armsein. Ich weiß noch genau, was ich dachte: Wie macht Armut gut. Man freut sich am Geringsten. Man denkt, daß man noch im warmen Bett liegen und ein Zuckerstück lutschen darf.

Und am andern Morgen wachte ich auf, ein ganz anderer, ein so reines und klares Menschlein. Die Stadt sah mit blitzendem, zartweißem Schnee friedsam und heiter wie noch nie aus, als ich zur Schule ging. Zum erstenmal ward ich mir der Reichtümer bewußt, die unveräußerlich für jeden in der Welt da sind: Natur, Lebensfreude und Liebe.

Dieser Akkord erklang um so lauter, je geringer der Reichtum an den überflüssigen Dingen wurde. Das hatte ich an jenem Nikolaustag erfahren. Und mit diesem inneren Glanz der Armut marschierten wir alle in den Krieg — und schreiten weiter durch das graue Dasein — und immer kommt noch der Nikolaus zu jedem, der ihn ruft — und vergißt vielleicht sogar das Prügeln . . .

■ Fröhliche Ecke ■

Garantie

Jansen war in Geldverlegenheit gekommen. Er versuchte nun, seinen Zigarrenhändler, bei dem er seit Jahren ständiger Kunde war, um 120 Mark anzupumpen. Der Geschäftsmann wollte nicht gern einen so guten Kunden verlieren und gab ihm das Geld.

„Ich werde es in sechs Monatsraten zurückzahlen!“ sagte Jansen.

„Und welche Garantie können Sie mir geben, daß Sie das Geld auch haben?“ fragte der Zigarrenhändler.

„Ich werde die ganze Zeit über nicht rauchen!“ war Jansens Antwort.

*

Ablehnung

„Ach, Melitta, mein Herz schlägt nur für Sie!“

„Ich fürchte, das ist ein Herzfehler, bester Herr Konsul.“